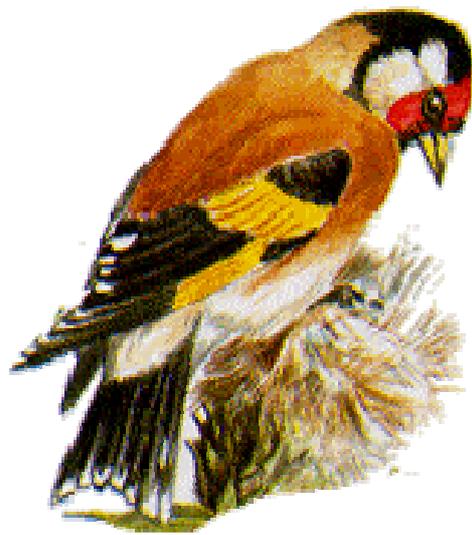


DER VOGELSAMMLER
VON
AUSCHWITZ

ROMAN



HAMID SADR

SHAKER[®]
media

„...Schamgefühl, um dessentwillen wir gewünscht hätten, unser Bewusstsein und unser Gedächtnis von dem Gräuel, den es beherbergte, rein zu waschen: und mit Qual, weil wir spürten, dass es nicht möglich war...“

*Primo Levi, Die
Atempause*

STIEGLITZ: ein Periodikum, oder genauer gesagt, ein Mitteilungsblatt im kleinen Format: ca. fünfzehn mal einundzwanzig cm groß, also eine Broschüre, welche bis jetzt vierteljährlich erschienen ist, ist schon von Anfang an ein bescheidenes Organ gewesen, wie es von vielen Vereinen, Verbänden oder Organisationen herausgegeben wird, um die Kontakte unter ihren Mitgliedern aufrecht zu erhalten.

Nimmt man diese Broschüre in die Hand, sieht man auf der Titelseite rechts oben (neben dem Erscheinungsort, Datum und der Erscheinungsnummer) einen mit Tusche gezeichneten *Stieglitz*, der mittlerweile 33 Jahre alt geworden ist. Damals von mir selbst gezeichnet,

ist er allen unseren Lesern vertraut. Darunter befindet sich ein leeres Rechteck, in das die Abo-Adressen hineingeschrieben werden: meistens von mir selbst oder, wenn ich nicht die Zeit dazu erbringen konnte, von meiner Frau, die alle Adressen der neuen Abonnenten tippte und sie dann mit der Schere geschnitten und in das leere Rechteck hineinklebte. Viele waren es nicht, denn wir hatten seit Jahren konstant bleibende Abonnentenzahlen. Ihre Summe schwankte zwischen sechshundert und sechshundertfünfzig. Unsere Abnehmer, wenn ich sie so bezeichnen darf, waren Ornithologen, Biologen und Ökologen, die diese Fächer als Hobby und Liebhaberei betreiben. Hinzu kamen noch einige Museen, Forschungsinstitute und manche naheverwandte Fakultäten wie Botanik und Bodenkultur, die den *Stieglitz* abonnierten, um zu wissen, was die Liebhaber dieser Fächer betreiben. Es waren auch zwei, drei österreichische Tier- und Naturschutzvereine, die deshalb den *Stieglitz* abonniert hatten, weil wir immer ihre Inserate und Ankündigungen kostenlos abdruckten. Aber die Hauptabnehmer des *Stieglitz* waren und sind auch bis zum Schluss die Freizeitornithologen. Sie sind es gewesen, die bis jetzt als Dauerbezieher den *Stieglitz* nicht nur mit dem Abonnement, sondern auch mit freizügigen Spenden, wissenschaftlichen Beiträgen und Mitteilungen am Leben gehalten haben.

Deshalb waren die Leserbriefe für uns so wichtig. Sie stammten hauptsächlich von Vogelkundlern, denn sie sind, was Briefschreiben betrifft, sehr tüchtig. Es muss auch gesagt werden, dass sie es gewesen sind, die bisher mit ihren Beiträgen und Verbesserungsideen den *Stieglitz* zu dem gemacht haben, was er geworden ist: nämlich ein auch in

Fachkreisen ernstzunehmendes Mitteilungsblatt.

Die Beiträge, Artikel und Berichte, die unsere Leser uns schickten, behandelten ausschließlich die Vogelwelt. Manchmal waren sie so interessant und spannend, dass wir uns gezwungen sahen, den Stieglitz, anstatt mit den üblichen 24 Seiten, mit 36 Seiten zu drucken. Deshalb auch die Bezeichnung *Beiträge* und nicht *Leserbriefe*.

Ein wichtiger Punkt in dieser Angelegenheit war daher die Sortierung der Post. Wir legten immer großen Wert darauf, die eingetroffene Post mit Sorgfalt zu behandeln. Es war für uns mit der Zeit ein Ritual geworden, dass wir nach der Schule (meine Frau und ich sind Gymnasiallehrer in Biologie) abwechselnd am Postamt in der Bennogasse vorbeischaute und uns die angekommenen Briefe abholten. Indessen mussten sie dann bis zum Wochenende (bis wir sie am Sonntag, dem Tag also, an dem wir die Post lesen konnten) ungeöffnet am Garderobetisch im Vorzimmer liegen bleiben.

Dass wir sie zum Öffnen zum Neusiedlersee mitnehmen sollten, war selbstverständlich: Auch eine Ritualhandlung, die wir seit geraumer Zeit beibehalten hatten. Vor allem Rut (meine Frau) schätzte diese Gepflogenheit besonders, und dies auch deshalb, weil sie, bevor wir uns kennen lernten und heirateten, eine von den eifrigen Ornithologinnen war, die den Stieglitz mit ihren Beiträgen versorgt hatten: zwar jung und als Ornithologin ziemlich unausgegoren, aber ernst und sehr ehrgeizig. Gleich nachdem wir uns durch die Beiträge kennen gelernt hatten, schlug sie vor, als freie Mitarbeiterin den neu gegründeten Stieglitz mitzugestalten. Es war die Zeit, als man dafür kämpfte, den Neusiedlersee

zum Naturschutzgebiet zu erklären. Denn es gab Gerüchte, dass die Landesregierung (vom Burgenland) vorhätte, den See mit einer Betonbrücke zu verbauen. Eine Gruppe der jungen Freizeitornithologen, die damals eng mit dem *Stieglitz* zusammenarbeiteten, traf sich allwöchentlich am Ufer der Storchen- und Schwalbenstadt Rust, um die Lage zu besprechen. Ab und zu waren auch Universitätsprofessoren dabei (darunter auch der berühmte Nobelpreisträger), die über das Verhalten mancher Vogelarten referierten, was letztlich dazu führte, dass eine Liste der seltenen Vogelarten zustande kam. Die Euphorie damals, jene Vogelarten, die auf der Liste der am meisten gefährdeten und bedrohten Vögel standen, gänzlich als geschützte Vögel zu deklarieren zu können, war groß. Es wurde dann beschlossen, viele der einheimischen nicht jagdbaren, frei lebenden Vogelarten (mit Ausnahme der Rabenkrähe, Nebelkrähe, Saatkrähe, des Eichelhäher, der Elster und der Stare) aufzunehmen. Meine Frau (schon damals als einunddreißigjährige Biologielehrerin in Sievering tätig) war im Kreis der jungen Hobbyornithologen als schweigsame Person auffällig. Zwar zurückhaltend und ruhig, aber zielstrebig setzte sie sich mit klugen und gut durchdachten Vorschlägen durch. Nachdem die Landesregierung das Brückenprojekt fallen gelassen hatte und weite Teile des Sumpfgebietes zum Naturschutzgebiet erklärt hatte, kam sie weiterhin zum See. Wir trafen uns immer öfter, so dass ich sie darum bat, mir mit Rat und Tat beizustehen. Wir sahen uns dann an jedem Wochenende dort und lasen die Beiträge, die man dem *Stieglitz* schickte, gemeinsam.

Nun seit etlichen Jahren miteinander verheiratet, ist vieles

inzwischen anders geworden, aber die Gewohnheit, am Wochenende zum See zu fahren, um die eingetroffene Post in einer der Beobachtungsstationen dort zu öffnen, ist bis zum Schluss geblieben. Das trübe Wetter über Schilf und See, die Kälte in den Wintermonaten und die schlechte Sicht durch den Nebel im Herbst waren nie ein Hindernis. Ob Winter oder Sommer fuhren wir immer so um sieben Uhr Früh von Wien los, damit wir ca. um neun Uhr dort anzukommen. Der See war (und das können diejenigen, die die dortigen Holztürme als Vogelwarte benützt haben, bestätigen) noch im tiefen Schlaf. Die erwartungsvolle Freude am Seewinkel (am Illmitzer Zicksee), wenn man aus dem Auto stieg und sich umschaute und der Motor nach mehrmaligen Knacken Ruhe gab, war holdselig. Innezuhalten in der Spannung, wenn die ersten Scharen der Zugvögel durch den Nebel die südliche Route nahmen, begeisterte uns jedes Mal. Es war immer dasselbe: Während ich die Bestimmungsbücher, die warme Decke und die beiden Feldstecher hinauftrug, kam Rut mir mit dem Jausenkoffer, der Post und den zwei kleinen Klapphockern nach. Es war auch ein Brauch, dass wir bis zur Kaffeepause mit der Post warteten. Jeder sollte bis dahin mit der eigenen Vogelart, die er gerade als Forschungsobjekt behandelte, beschäftigt sein. Gesprochen wurde kaum. Man schaute in die Luft über den dicht gewachsenen Schilfgürtel zum See, und beobachtete, was der gesuchte Vogel gerade machte.

Liebe Rut,

So beginnt die Letzte Nummer des *Stieglitz* als eine Sonderausgabe. Weil sie eigentlich nur aus einem langen Editorial des Herausgebers besteht. Diese letzte

Nummer soll in ihrer Gesamtheit eine Antwort auf jene Ausgabe sein, die Du heimlich und unautorisiert mit dem befremdlichen Titel: „**Der Vogelsammler von Auschwitz**“ veröffentlicht und ohne meine Erlaubnis an den Abonnentenkreis weitergeschickt hast.

Nun geht diese letzte Nummer in zwei Wochen zum Satz und Du bekommst jetzt den Text als PDF Datei, in der Hoffnung, dass du ihn nicht nur liest, sondern auch kritisch beurteilst. Die Frage, warum Du diese Stieglitz- Ausgabe herausgebracht hast, steht in dieser Nummer im Mittelpunkt. Dass Du in Deiner Veröffentlichung vor allem den berühmten berüchtigten Prof. Günther Niethammer (für viele weiterhin ein Jahrhundert-Ornithologe) beschuldigst, in Auschwitz einer der Mörder dieser Tötungsmaschinerie gewesen zu sein, ärgert unsere Leser am meisten. Daher muss ich in diesem Editorial jenen Freizeitornithologen, die diese Ausgabe bekommen haben, begreiflich machen, warum Du es getan hast und wie Du zu diesen Resultaten gekommen bist. Warum

Du mit diesem Schritt nicht nur das Bestehen einer renommierten Fachzeitschrift, sondern auch die Existenz unserer lang anhaltenden Ehe aufs Spiel gesetzt hast, ist für viele ein Rätsel. Also, wie Du siehst, sind es viele Fragen, die nach einer Antwort suchen.

Ich weiß, wir leben jetzt getrennt und kurz vor der Scheidung und ich soll von Dir nicht so viel erwarten. Ich rechne auch nicht damit, dass Du mit allem, was ich über Deine imitierte Ausgabe, über Dich und über unsere Beziehung schreibe, einverstanden bist. Aber Ich darf doch wenigstens hoffen, dass Du, so wie ich am Rande dieses Textes oft das Geschehen kommentiere, Deinerseits versuchen wirst, ohne Emotionen und ohne Mutmaßungen Deine Sicht der Dinge darzulegen.

Sei sicher, dass ich alle Deine Anfechtungen und Einwände lesen werde und dort, wo ich meinen Fehler einsehe, diesen auch wieder gutzumachen versuchen werde.

Verhängnisvolle Brief aus Peru

Der Tag mit dem ungewöhnlichen Brief aus der peruanischen Forschungsstation Pucallpa (eine unbedeutete Beobachtungsstation am Amazonas), der das Leben eines bis dato normal verlaufenen Ehepaars und des regelmäßig erscheinenden *Stieglitz* umkremelte, war ein nebliger Novembersonntag.

Wie üblich hockten wir beide am See, ich sah nach den Kolbenenten (Netta Rufina) und Rut suchte zielstrebig nach einem Schwarzstorch (*Ciconia nigra*), den sie monatelang beobachtet hatte, und so genossen wir die Morgenstille am See. In der ersten Kaffeepause (ich nahm mir immer als erster von der Thermosflasche Kaffee), legte sie das Fernrohr weg und begann die Briefe auszupacken. Wie gewohnt las sie die Briefe in der Reihenfolge, in der sie eingetroffen waren und übereinander gelegt worden waren, vor. Es war keine aufregende Sache dabei: übliche Anfragen an uns, Berichte und Aussendungen und ähnliches. Bei einem Brief hörte sie auf, weiter vorzulesen. Sie vertiefte sich in das Schreiben und, während ich die Pfeife stopfte, wiederholte sie: „Pucallpa!“ und wieder „Pucallpa“.

Erstaunt darüber, dass die Vogelstation in Peru noch in Betrieb war, fragte sie mich, ob das nicht dieselbe Forschungsstation wäre, die in den sechziger Jahren von den Deutschen im Amazonasgebiet eingerichtet worden war? Ich nickte zustimmend und hörte ihr beim Weiterlesen zu.

Es kam selten vor, dass wir etwas bekamen, das unsere ruhigen Sonntage am See derart belebt. Es mag für den Uneingeweihten nicht

nachvollziehbar zu sein, aber für einen Vogelkundler ist ein solcher Brief (von einer fernen Beobachtungsstation und noch dazu aus dem Regenwald) wie eine Botschaft aus einer Flaschenpost.

Vergleichsweise waren es nur Mitteilungen über eine vergessene Vogelart, die uns derart überraschten. Ein Beispiel: Als im vorigen Jahr die russischen Wacholderdrosseln zum zweiten Mal in Wien eingefallen waren und in großen Schwärmen die Parks, Friedhöfe und Gärten in Wien bevölkerten, sorgte dieses unvorsehbare Ereignis für große Aufregung: diejenige, die im Vorjahr die Schwärme mit bis zu 300 Tieren erlebt hatten, brannten schon im Oktober vor Neugier, wie viele es nun heuer sein werden.

Der Stieglitz musste in solchen Fällen immer sehr rasch reagieren. Er bat gewöhnlich dringlich um sachdienliche Hinweise, die man uns telefonisch mitteilen sollte. Warum? Weil wir das Fieber unserer Leserschaft so gut kennen und wissen, dass sie einen Hinweis darüber, ob die Vögel dieser Art rauchige Rufe haben und ob sie Weißdornbeeren, Zürgeln und Misteln fressen, mehr interessiert als, sagen wir, der Krieg in Jugoslawien oder die Überschwemmungen in Afrika.

Der Brief aus Lima, will ich damit sagen, fesselte unsere Aufmerksamkeit an diesem Sonntag. Der Briefschreiber - ein junger deutscher Ornithologe - wollte wissen, ob der Name Marianne Koepke uns ein Begriff wäre. Denn er wäre in der vogel- und säugetierkundlichen Abteilung des naturhistorischen Museums in Lima im Nachlass von Frau Dr. Koepke auf etwas gestoßen, das sie bis zu ihrem tragischen Tod nicht hätte aufklären können. Ich sah Rut, die beim Lesen den Kopf schüttelte,

an, denn sie hatte vor kurzem zum dreißigsten Todestag der Frau Koepke eine Hommage geschrieben. Wir hatten sogar ein Photo von ihr gebracht, das einzige, das wir von ihr im Archiv gehabt hatten. Das Bild zeigt die 32-Jährige Frau mit blonden Haaren, die in jeder Hand einen unbekanntem Vogel hält und in die Kamera lächelt. Dieses Photo und der dazu gehörende Lebenslauf stammten ursprünglich von einem polnischen Kollegen, und Rut hatte aus diesem Artikel, der gleich nach ihrem Tod in Deutschland veröffentlicht worden war, eine Hommage gemacht. Ruts Hommage, die im Stieglitz (Nr. 125) unter dem Titel „Marianne Koepke (1924-1971) eine mutige Forscherin“ erschienen war, lautet folgendermaßen:

„Frau Dr. M. Koepke war bei dieser Aufnahme im Jahre 1966 (fünf Jahre, bevor sie im Regenwald verunglückte) zweiundvierzig Jahre alt. Das Flugzeug, ein Linienflugzeug, mit dem sie und ihre Tochter aus Lima nach Pucallpa (nahe ihrer Forschungsstation) flogen, stürzte im Urwald ab. Zehn Tage lang galt das Flugzeug mit seinen 92 Passagieren als verschollen, bis die Weltpresse meldete, dass ein Insasse der Maschine nach einem langen Marsch eine menschliche Siedlung erreicht habe: Dies war die 17 jährige Juliane, die Tochter der verunglückten Marianne Koepke. Frau Dr. Koepke war, wie manche von uns wissen, unter den Ornithologen keine Unbekannte, sie war als mutige Forscherin sehr beliebt. Vor dem Krieg musste sie wegen der politischen Umstände, die wir hier nicht näher erläutern wollen, Deutschland verlassen. Sie wanderte nach Peru aus, wo sie den deutschen Biologen Dr. H. M. Koepke heiratete, und leitete seit 1953 die vogel- und säugetierkundliche Abteilung des naturhistorischen Museums Lima...“

Ich kann mich gut erinnern, dass der Satz: *Vor dem Krieg musste sie wegen der politischen Umstände, die wir hier nicht näher erläutern wollen, Deutschland verlassen*, zuerst anders formuliert war. Viel schärfer und politischer als er dann gedruckt wurde. Nach einer langen Debatte mit Rut wurde dann aus dem ursprünglichen Satz die Formulierung, die dann in der Hommage erschien. Damals unbedeutend, aber jetzt im Hinblick auf die erschienene Nummer mit dem Titel „Vogelsammler von Auschwitz“ ist es wichtig, dass ich die Geschichte vom Beginn an erzähle.

Sie las aus dem Brief aus Lima vor und ich wurde hellhörig. Denn sie sagte, ohne mir vom Briefinhalt etwas zu verraten: „Der deutsche Ornithologe in Lima möchte von uns wissen, ob wir Kontakte zu den Kollegen in Warschau oder Krakau herstellen können“. „Wozu?“ fragte ich sie, und als sie auf meine Frage nicht reagierte, nahm ich den Brief aus ihrer Hand.

Der junge Nachfolger von Frau Koepke in Lima gratulierte uns zuerst dafür, dass wir uns mit dem Blatt einen Namen gemacht hatten, kam dann zur Sache und schrieb, er sei bei der durchsicht des Nachlasses von Frau Koepke auf mancherlei Fragen gestoßen, die möglicherweise nur von einem sachkundigen Kollegen aus Polen zu beantworten wären. Unter anderem: was aus den verschwundenen peruanischen Vogelbälgen, und zwar aus jenen Typen (Furnariiden) geworden sei, welche von polnischen Forschern im vorigen Jahrhundert am Amazonas gesammelt und nach Warschau gebracht worden waren? Das Vorhaben von Frau Koepke, sie als Vergleichsmaterial zu verwenden, sei ins Stocken geraten,

weil man in Warschau nicht imstande war, die gesuchten Vogelbälge ausfindig zu machen. Nun, stehe er wie Frau Dr. Koepke vor selbem Problem. Er habe zwar an Museen in Warschau und Krakau geschrieben, eine Antwort aber habe er nicht bekommen. Ob wir unter befreundeten Ornithologen in Warschau oder Krakau jemanden kennen, der der Station in Lima bei der Suche weiterhelfen könnte?

Es klang alles vernünftig, was mich aber stutzig machte, war der Satz: „Ich teile die Befürchtung mit Frau Koepke, dass die Bälge, falls die Bestände nicht vorhanden, entweder bei den Kriegshandlungen in Warschau verbrannt oder, was wahrscheinlicher wäre, von der Wehrmacht beschlagnahmt und nach Berlin oder Wien verschleppt wurden“.

Ich witterte in dieser Passage einen politischen Lapsus, und zwar solcher, vor dem ich den Stieglitz immer zu schützen wusste. Ich legte den Brief weg und meinte, dass wir mit einer kurzen Antwort den Briefschreiber vermitteln sollten, dass wir in Warschau niemanden kennen.

Danach trat dann jenes Schweigen ein, das mir als Anfang einer schlechten Stimmung bekannt war. Es war nicht die Trübe an dem Tag, auch nicht der Nebel, der auf den milchigen See drückte und den Schilfgürtel matt und traurig stimmte, sondern das vorwurfsvolle Schweigen Ruts, das uns die freudige Stimmung am Vormittag verdarb.

Ich muss aber hier hervorheben, dass ich nicht glaube, dass das Interesse, das meine Frau damals sowohl für die deutsche Forscherin als auch für ihren Nachfolger zeigte, zu diesem Zeitpunkt noch ein

politisches war. Andere Ursachen waren im Spiel, die ich wegen der Indiskretion hier nicht erwähnen möchte.

Liebe Rut, gib zu!

Du dachtest zuerst an die Möglichkeit, den Warschauer Vogelmaler, den wir beide kannten, einzuschalten. Du wusstest aber, dass ich dagegen war und du dich kaum gegen mich durchsetzen konntest. Aber dein Ärger an diesem Sonntag war viel komplexer, als man sich denken kann. Was ich damals nicht begriff, war die Tatsache, dass der Schicksalsvergleich zwischen unserer kinderlosen Ehe mit jener der (in diesem Fall) berühmten Ornithologin Koepke, die damals dein Idol war, eine wesentliche Rolle dabei spielte. Was dich so tief unglücklich machte, war das Faktum, dass wir in einem Alter waren, wo die Träumereien kaum einen Platz haben. Du hattest mir, während du über Frau Koepke recherchiertest, vorwurfsvoll gesagt: „Wir hätten es genau so weit bringen können“. Und als ich darauf nicht reagierte, bohrtest Du nach: „Schau, wo wir sind und was aus

uns und aus unseren Jugendträumen geworden ist!“

Damit du dich genau erinnerst, sage ich dir, wo es war: Wir saßen in der Küche. Du hattest das Foto von der Forscherin vor dir. Nach einer Weile sagtest du: „Wir hocken die ganze Zeit in dieser Küche, weil wir uns nie in die Welt getraut haben. Zwei alternde kinderlos Gymnasiallehrer, die brav in ihre Pensionskassa einzahlen.“

Als am See dein Schweigen langsam unerträglich wurde, ließ ich die Hand mit dem Fernrohr sinken und murmelte zu dir, es sei zwar irgendwie rührend, dass der Stieglitz bis ins Amazonas Gebiet eingedrungen ist, aber wir müssen uns von politischen Verwicklungen fernhalten. Du sagtest: „Hm“ und die Stille nach dieser unklaren Antwort drang bis in die über den See hängenden Wolkenschichten hinein. Ich legte den Brief zur Seite und murmelte: „Bedenklich, sehr bedenklich“ und wollte zum nächsten Leserbrief übergehen. Erinnerst du dich noch, was danach war?

Bei den restlichen Briefen war nichts Aufregendes mehr dabei. „Den Appell des WWF (sie meinte den Aufruf von *The World Wild Fund for Nature*) sollte man vielleicht unübersetzt hinein nehmen.“ „Nein“ sagte ich, und meinte, wir sollten die Leute anrufen und fragen, ob sie eine deutsche Übersetzung davon haben. Um alte Wanderwege der Braunbären im Ötschergebiet und in den Karawanken in Kärnten mit finanzieller Unterstützung der Sponsoren wieder zu öffnen, schlug der WWF in seinem Aufruf einige Lösungen vor. Die Unterhaltung über den WWF lenkte uns von Koepke ab. Sie fragte, ob die Organisation um die eigene Existenz bangen müsste, denn ihre lautstarke Erfolgsmeldung unter dem Titel: *Unsere Wappentiere sind schon gerettet*, der die Tierschützer zur Tat ermutigen sollte, war mehr oder weniger ein Aufruf zum Spenden. Dass der Bestand von Seeadler, Großtrappe, Storch und Sonnentau bereits gesichert sei, war ein wenig übertrieben. „Nichts dagegen“ sagte ich "wir nehmen sowohl den englischen, als auch den deutschen Text hinein.“

Und so gingen wir von einem Brief über nächsten, und behandelten die Meldungen, Berichte und Beiträge weiter. Danach- nach dem Mittagbrot - stand ich auf und ging allein hinunter zum Waldstück hinter dem Beobachtungsturm, um für unseren Wohnzimmerkamin Holz zu sammeln. Sie wollte deshalb nicht mitgehen, weil sie, wie sie mir später selbst gestand, vom Gruftgeruch unserer regelmäßigen Rituale die Nase voll hatte; diese Art, Woche für Woche am See zu hocken und den Kleinkram aus den Leserbriefen abzuschreiben, machte sie krank, sagte sie später im Auto.

Liebe Rut

Im Auto, nach Wien unterwegs, sagtest du, die jungen Leute gehen in den Urwald, um das Amazonasgebiet zu erforschen, und wir beschäftigen uns Jahr für Jahr nur mit diesem Blatt. Und ich habe beobachtet, wie du, indem du in den Rückspiegel sahst, mit der Spitze der kleinen Finger den Rest einer Träne aus dem Augenwinkel wegnahmst.

Es ist schön und gut, sagtest du, dass die ausgefressenen Hobbyforscher ab und zu etwas in das Blatt hineinschreiben, aber ist das vielleicht der einzige Sinn unseres Lebens, ihre Beiträge zu pflegen? So hämmertest du während der ganzen Fahrt nach Rust auf mich ein, dass dein Leben mit dem Schuffen in der Schule und dem Getue um das schäbige Blatt den Bach hinunter schwemme. Ich murmelte so etwas wie, Ehrgeiz und Können müsse wohl zusammenpassen, gedacht hatte ich aber über Deine lang dauernde Affäre mit dem jungen Schulrat damals. Ob nicht jetzt ein andere im Spiel war? Du peilstest in Rust (die Stadt mit den unzähligen

Störchen und Schwalbennestern) gleichgültig die Schornsteinaufsätze links und rechts der Straße mit den Augen ab, und, als ich dich fragte, ob wir nicht zu unserem Winzer fahren sollten, um Wein zu holen, sagtest du nur mit Widerwillen zu. Ich stieg aus und musste die üblichen zehn Flaschen Neuburger, die wir allwöchentlich dort erstanden, alleine abholen. Während der Fahrt nach Wien wurde dann eisern geschwiegen. Bis zur Südosttangente hörten wir den Scheibenwischer, der mit geduldiger Regelmäßigkeit kreischte, wo du mich dann abrupt fragtest, ob nach uns (nach unserem Ableben, meintest du) von alledem, was wir jetzt tun, etwas übrig bleibe. Ob das weitere Erscheinen des *Stieglitz* auch durch andere Leute fortgesetzt werden würde. Merkwürdige Glossen zu einer Diskussion waren es, und alles wegen eines Briefes aus dem Regenwald. Oder war es der Schmerz einer im Jahren gekommenen kinderlosen Frau?

In Wien angekommen, öffnete ich, um bessere Laune bemüht, sogleich einen der Neuburger und türmte, während Du

unter der Dusche warst, Holzscheiter im Kamin auf. Nachdem das Feuer angezündet und das Zimmerlicht durch das Feuer eingedämmt war, eilte ich in die Küche, um mit den vorhandenen Käseresten, Pasteten und Wurst schnell Brote zu belegen.

Gib zu! Uns fehlte bis dahin eigentlich nichts. Wir waren beide pragmatisierte Beamte, die Wohnung in der Alser Straße hätte man zwar mit einer neu gebauten Dachbodenwohnung nicht vergleichen können, sie war aber als geräumige Altbauwohnung mit langen Pawlatschen originell. Der lange Balkon verband alle Zimmer mit dem riesigen Hofgarten, der jahrein, jahraus grün war. Man konnte von der Arbeitsstube, vom Wohnzimmerfenster, vom Schlafzimmer und von der Küche hinausblicken und überall auf dem langen Balkon Pflanzen und von Dir gebastelte Vogelhäuser sehen, die mit biologischen Fettkugeln versehen, im Wind baumelten.

Während ich im Nieselregen mit der Pfeife auf dem Balkon weilte und beim Rauchen hineinsah, war der Anblick des

warmen Wohnzimmers mit dem Feuer im Kamin, der offenen Weinflasche in der Reichweite des Feuers und die kalte Platte mit Aufstrichen auf dem Tisch Gemütlichkeit schlechthin.

Ich verharrte dort, lauschte im Regen und sah, wie du aus dem Bad kommend mit den nassen Haaren gleich zur Arbeitsstube gingst, um deine Eintragungen im Heft abzutippen. Im Licht des Bildschirms sahst Du munter, frisch und gut aus. Es war angenehm Dich vorm Computer so schnell schreiben zu sehen. Die Ruhe, mit der Du von Dir notierte Beobachtungswerte in das Ornithologieheft eintrugst, vermittelte den Eindruck, dass die Gewitterwolken vorüber waren.

Nur beim Brief aus Pucallpa (oder Lima) machtest Du Halt, zögertest und suchtest du in der Ablage das Photo von der verunglückten Dr. Koepke, das einzige, was wir von ihr besaßen. Lächelnd legtest Du es hinter den grünen Schirm der Leselampe auf den Schreibtisch. Ich genoss den Anblick in den beiden Zimmern, wo die Tischlampe und das Kaminfeuer gegen den kalten Herbstregen

Wärme ausstrahlten, und verspürte eine freudige Entzückung.

Jetzt, nach allem dem, was danach passiert ist, nämlich die endgültige Trennung von Dir, Ausziehen aus der Alserstraße und die endgültige Einstellung des Stieglitzes neige ich dazu, den Brief aus Lima (oder Pucallpa) für alles verantwortlich zu machen. Denn dieses Schreiben ist daran schuld, dass unser bis dahin so regelmäßig verlaufenes Leben in der Alser Straße anders wird.

Es ist unvergesslich: Als ich im Wohnzimmer saß, kamst du mit den fertig gedruckten Fahnen herein, machtest du beim Anblick des Kaminfeuers, der belegten Brote und der offenen Weinflasche am Tisch ein freudiges Gesicht.

„Ich hole schnell eine Flasche Mineralwasser“ sagtest du und kamst du mit der grünen Flasche zurück. Es schmerzt mir dermaßen, dass ich nicht weiter schreiben kann. Die Stimmung war wirklich angenehm: draußen nieselte es, drinnen knisterte der Holz im Feuer, und während ich den Wein kostete und meine

Pfeife rauchte, last du mir die zu druckende Fassung der Leserbriefe und die abgekürzten Meldungen vor.

Wir plauderten dann über einen angeblich vergifteten Seeadler, welcher eine Woche zuvor von den Tierschützern in den Donau-Auen tot aufgefunden worden war. Du fragtest, ob wir nicht die Aufnahme, die man uns mitgeschickt hat, abdrucken sollten. Danach behandelten wir die Beiträge und zum Schluss einen Lesebrief an die Redaktion. Als die Flasche bereits leer und das Feuer im Kamin klein war (es schwelte nur mehr unter der Asche), sagtest du so nebenbei:

„Wir sollten uns auch eine Antwort auf den Brief aus Peru überlegen.“

Das, was Du so großartig in deinem „Vogelsammler von Auschwitz“ als mein vollkommenes Einverständnis hinstellst, war die Bejahung einer Frage im Zustand einer angenehmen Stunde. Durch die Müdigkeit hatte ich, ehrlich gesagt, keinerlei Lust mit dir zu streiten. Warum der unnötige Aufwand, dachte ich, und, als du aufstehen wolltest, um schnell die Karteikarten der Adressen zu holen,

murmelte ich nein. Du kamst mit den Karteikarten zurück und begannst unter den Adressen in Warschau und Krakau zu suchen.